

Berufs- und Herzensleiden

Was in Europa an alten Formen in der Zeitspanne zwischen Bastillensturm und Leipziger Schlacht eingestürzt war, suchte die Restauration nach 1815 wieder mühsam zusammenzuleimen.

Auf den Schlachtfeldern der Befreiungskriege, die nach dem Willen der Potentaten beileibe keine Freiheitskriege sein sollten, war mit der Fremdherrschaft auch die bürgerliche Revolution niedergeschlagen worden, und vereint machten sich Absolutismus und Feudalismus ans Werk, auch die letzten Spuren der großen Umwälzung auszutilgen und wieder unmittelbar an das Jahr 1788 anzuknüpfen. Im Zeichen der heiligen Allianz fanden sich die preussische Fuchtel, die österreichische Knute und der russische Kanttscha, um die Völker mit den stachligen Segnungen des Despotismus zu beglücken. In ganz Europa wurde es Nacht. Allenthalben schwangen sich die Junker wieder frech in den Sattel. Das Bürgertum war wieder die Kanaille.

Aber nicht die Dynasten, sondern dieses Bürgertum hatte Leipzig und Waterloo geschlagen. Wo sich an den Lagerfeuern der freiwilligen Jäger die Jünglinge aus Schillers Werken Begeisterung in die Seele tranken, war zum ersten Male so etwas wie ein bürgerliches Klassenbewußtsein in Deutschland aufgestammt. Dem Philosophen Fichte, der in der schweren Zeit mit seinen Vorlesungen in der Brust der akademischen Jugend „die Flamme vaterländischer Denkart“ entzündet hatte, schwebte bei den Kämpfen von 1813

als Ziel vor „ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für Freiheit des Bürgers, die wir in der alten Welt erblicken, für Freiheit, begründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschenanliß trägt“. Das war der Geist, der den preussischen Landwehren einen so stürmischen Elan einhauchte, und weil sie für ihre eigene Sache und nicht für Fürstencronen, weil sie für die Freiheit nicht nur von Fremden, sondern auch von angestammten Feinden kochten, siegten sie in diesem Geiste anno 1813. Hinterhältig und hinterlistig hatten die Dynasten diese Stimmung zu nutzen gewußt. Der Aufruf von Kalisch verhieß die Befreiung Deutschlands „aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes heraus“, und als 1815 die Jugend Preußens noch einmal auf die Schlachtfelder gelockt werden sollte, versprach der König seinen Untertanen sogar eine leibhaftige Verfassung. Doch als die Völker ihre Haut zu Markt getragen hatten, zerrann wieder alles, was man ihnen an konstitutioneller fata morgana vorgegaukelt, und auch in den kleineren süddeutschen Staaten verdichtete es sich nur zu höchst matten und verschwommenen Schattenbildern echten Verfassungslebens.

Mochten aber die Potentaten ihre Versprechen über Nacht vergessen, die Völker vergaßen nicht. Als die Jugend, die der heiße Drang für des Vaterlandes Freiheit gegen die französischen Kanonenschlünde getrieben hatte, in die Hörsäle und Kontore zurückkehrte, trug sie einen starken Hauch des Geistes von 1813 ins bürgerliche Leben hinein. In den Burschenschaften fand die erste Freiheitsregung der noch unentwickelten bürgerlichen Klasse Deutschlands Unterschlupf, aber gerade, weil diese Klasse schwach entwickelt war, wandte, wer brustquer das schwarz-rot-goldene Band trug, sein Gesicht weniger der Zukunft als der Vergangenheit zu. Oft tobte sich in diesen Verbindungen ein faustehrlicher Radikalismus aus, der in blutdürstigen Liedern von Tronen und Drohnen, von gezückten Freiheitsmessern und durchschnittenen Fürstencehlen so unbefangenen schwärmte wie von Rundgesang und Becherklang, aber wenn man sich in diesen Kreisen Ziele steckte, so tauchten die mond-

beglänzten Ritterburgen des Mittelalters vor den Blicken auf und die Zeit, die der Hohenstaufen Kaiserherrlichkeit mit gleißendem Heereszug in die Ebenen der Lombardei niedersteigen sah. Dem fügte sich eine Deutschstümelei ein, die sich oft genug in lächerlichen Purzelbäumen überschlug. Die Jünglinge der Burschenschaft, die im altdeutschen Rock mit malproprer Wäsche und ungekämmtem Haarschopf von den geschneigelten und gebügelten Franzosen recht abstechen wollten, gefielen höchstens dem Turnvater Fahn, der in gleicher Gewandung nur allzu gern seinen Knotenstock drohend gegen die geilen Welschen schwang. Aber den Machthabern, die, wie der Geheimrat Schmalz in seiner berüchtigten Schrift, in den Taten des Jahres 1813 nachträglich nur den Geist des Untertanengehorsams entdecken wollten, war diese harmlose burschenschaftliche Schwärmerei bald ebenso verdächtig wie die Fahnschen Turnplätze. Als vollends das Burschenschaftsfest auf der Wartburg 1817 unter fröhlichem Hallo einen preussischen Schnürleib, einen Korporalsstock und ein paar reaktionäre Schriften verbrannte, witterte man überall Hochverrat und Majestätsverbrechen. Von Deutschlands erträumter Freiheit und Einheit zu reden, war fortan ein ebenso fluchwürdiges Delikt wie an das Verfassungsversprechen der Potentaten zu erinnern, und das schwarz-rot-goldene Band stempelte zum heillosen Revolutionär. Aber die Unterdrückung burschenschaftlicher Bestrebungen führte lediglich den Tag herbei, da der Studiosus Band dem russischen Spitzel und deutschen Komödientheater Kozebue eins der vielbesungenen Freiheitsmesser ins Herz rannte: über den Rahmen einer Einzeltat hinaus die verzweifelte Abrechnung einer ganzen schüdengepressten Jugend mit der ganzen Rückwärtserei. Dieser Streich kam den Gewaltigen, die Europa wie ein Gefängnis umgittern wollten, mehr wie gelegen. Die Karlsbader Beschlüsse von 1819 koppelten alle Hehnhunde der Demagogenjagd gegen jeden Hauch Freiheitssehnsucht los und wurden dazu von Senz, dem geistvollen literarischen Schergen der Metternichschen Reaktion, als eine größere Ruhmestadt gefeiert, denn die Leipziger Schlacht gewesen sei. Die Zentraluntersuchungskommission zu Mainz, die berüchtigte

„schwarze Kommission“, machte ganze Arbeit, die festungskasematten füllten sich mit unglücklichen Opfern, das Jahr 1819 merzte auch in Preußen den letzten der Reformer aus den Tagen der Erhebung als staatsgefährlich aus dem Staatsdienst aus, und als der Tod Napoleons auf Bankt Helena die Sachwalter des Feudalismus, die immer noch vor seiner Rückkehr gezittert hatten, in ganz Europa aufnahmen hieß, herrschte auch im Innern Deutschlands die Ruhe des Grabes.

Selbstverständlich wurden auch die Juden der Rückkehr der alten Gewalten nicht froh. Während die Fremdherrschaft das Licht der bürgerlichen Gleichberechtigung bis in den dunkelsten Winkel der Ghettos hatte fallen lassen, spannte jetzt weniger der Haß gegen das alte Testament als vielmehr der Neid auf die jüdische Betriebsamkeit die Israeliten wieder in das rostige Halseisen der Rechtlosigkeit ein. In mehreren deutschen Bundesstaaten mußten sie noch wie im Mittelalter ihre Schutzbriefe periodisch erneuern, in anderen stellte die Gewerbegesetzgebung sie unter ein Ausnahmerecht, und in der nunmehr preussischen Heimat heimes wurden sie nicht nur aus dem Staatsdienst ausgeschlossen, sondern auch von dem Geschworenendienst ferngehalten. In den Jahren 1818 und 1819 gar, als die einer Missernte folgenden unerschwinglichen Kornpreise die leeren Mägen zu Ausschreitungen willsfähig gestimmt hatten, gellte das Hepp! Hepp! einer widerlichen Judenhetze durch die Gassen Deutschlands.

Auf dem Wiener Kongreß, der die Völker wieder wie Viehherden verschacherte, war das Rheinland zu Preußen geschlagen worden. Während der Erwerb dieser industriell entwickelten Gauen auf den Gang der Dinge in Preußen insofern großen Einfluß ausübte, als er das Gegengewicht des bürgerlichen Westens gegen den feudalen Osten der Monarchie erheblich verstärkte, waren die Rheinlande von der Wandlung ihres politischen Schicksals nichts weniger denn erbaut. Zwar wagte man nicht, ihnen das bürgerliche Recht Napoleons wieder zu entreißen, aber das schnoddrige, schnauzbärtige und schmarozende Korporalstum der preussischen „Hungerleider“ brauchte in diesen reich-

gesegneten Landstrichen nur aufzutauchen, um mit dem Hohn und Spott auch den ganzen Haß des heiteren und sinnenfrohen Völkchens wachzurufen: die rheinische Rebe verfrug sich nun einmal nicht mit dem märkischen Band. Nicht mit Unrecht erblickten die Rheinländer in Preußen politisch und kulturell so etwas wie ein gemäßigtes Rußland, ohne Ausnahme wohl sahen sie die preußische Soldateska, wie Heine sie sah, als „ein hölzern pedantisches Volk, ein rechter Winkel in jeder Bewegung, und im Gesicht der eingefrorene Dünkel“, und rheinische Beweglichkeit tat sich in drastischen Wizen eine Güte an, wenn das Militär so steif herumstelzte, „so kerzengerade geschmiegelt, als hätten sie verschluckt den Stock, womit man sie einst geprügelt“. Unmutig wie unter das Joch einer fremdherrschaft beugten sie sich unter die Abhängigkeit von Berlin, Frankreich als ihr eigentliches Vaterland mit der Seele suchend: „Kein Mensch ist mehr hier“, berichtete in jenen Tagen ein Regierungsmann aus Koblenz dem Staatskanzler, „der nicht Gott auf den Knien danken würde, wenn das Land wieder unter französischer Botmäßigkeit stände“. Während der schweigsame Friedrich Wilhelm III. derartig mißliebig war, daß den rheinischen Karnevals-zügen wohl auf hoher Stange ein Stockfisch vorangetragen wurde, der mit einem Lorbeerkranz geziert war, und den man unter unbändiger Heiterkeit mit dem Heil Dir im Siegerkranz begrüßte, flammte allenthalben helle Begeisterung für Napoleon, in dem man nur mehr den Bringer bürgerlicher Freiheiten sah. Noch aus dem vierten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts erzählt eine Düsseldorferin von einer Theateraufführung in Heines Geburtsstadt, die Napoleon auf die Bretter stellte: erschien der Spieler in der historischen Tracht des Kaisers an der Rampe und richtete das Perspektiv spähend in den Zuschauerraum, als blicke er nach den Preußen bei Jena aus, so dröhnte das Haus unter minutenlangen Beifallsstürmen, die sicher nicht der schauspielerischen Leistung galten.

Allerdings blühte auch am Rhein vereinzelt die Blume der Romantik. In ihrer Auslehnung gegen jenen platten

Rationalismus, der die philosophische Widerspiegelung des aufgeklärten Despotismus war, stellte die Romantik, als sie in dem letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts ihre bunten Wimpel hißte, auch ein Stück Auflehnung der bürgerlichen Klasse dar: sie versocht, im Gegensatz zu der ständischen Gliederung der Gesellschaft, die Rechte des selbstherrlichen Individuums bis zur äußersten Grenze, sie huldigte den demokratischen Prinzipien der französischen Revolution, sie schwärmte, soweit sie sich mit dem Staatsbegriff überhaupt einließ, für eine republikanische Verfassung. Vor allem aber spielten in die Anschauung der Romantik von der Stellung des Weibes die Lichter des bürgerlichen Zeitalters hinein, denn unbekümmert verkündete sie die Freiheit des weiblichen Geschlechts und die freie Liebeswahl und sogar das Stimmrecht der Frau schrieb sie auf ihre Blätter. Noch ein Werk wie Friedrich Schlegels Lucinde hatte seine verlogene Sinnlichkeit an dem Feuer der großen Revolution entzündet, zeigte aber auch, indem es die Geschlechtsliebe zu einem mystisch-religiösen Mirakel vernebelte, in welchem blauen Dunst der Weg der Romantik schließlich hinein führen mußte. Schleiermacher noch tadelte in seinen Vertrauten Briefen über Lucinde, daß der Held, das Urbild des zerrissenen und haltlosen romantischen Summlers, aller sozialen Beziehungen entäußert dastehet: „In einer solchen Welt, wo die bürgerlichen Einrichtungen die Frauen so sehr unterdrücken, da muß derjenige, dem sich ein Weib ergeben hat, schon aus Selbstverteidigung in das bürgerliche Leben hinausgehen und da wirken“, aber die Fäulnislichkeit des verfaulenden römischen Reichs ließ die süßlichen und weichlichen Nervenmenschen der romantischen Literatur an der Wirksamkeit im bürgerlichen Leben verzagen. Statt dessen wurde ihnen die Erotik zur Mystik: sie glaubten gleich das Universum zu packen, wenn sie ein paar stramme Hüften packten. Schelling sang: „Meine einzige Religion ist die, daß ich liebe ein schönes Knie“, Novalis schwärmte von der Zeit,

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Kreaturen,
Wenn die, so singen oder küssen,
Mehr als die Tiefgelehrten wissen,

und sprach dem Stockfisch auf Preußens Thron schon das Recht zu, königlich zu herrschen, weil er, „die Herrlichste liebt“. Als sich nun die fremdherrschaft über Deutschland wälzte, war die Romantik wiederum zu kurzatmig und kurzfristig, um zu erkennen, daß sich hier, unter den Ausstrahlungen der bürgerlichen Revolution, die romantische Forderung der Entkettung des Individuums erfüllte. Ihre nationale Eigenart zu retten, flatterte sie in das deutsche Mittelalter zurück und nistete bald als scheue Nachteule in den Burgtrümmern einer längst toten Vergangenheit. Diese Vergangenheit suchte mit kühnen Rittern, schönen Edeldamen, klirrenden Gewaffen und wehenden Federbüschen die Romantik in einem idealisierenden Mondlicht wieder zu beleben. Sprachkritisch schuf sie Wertvolles, stieg in die Schächte des Althochdeutschen hinab, förderte Minnelieder und Märchen zutage, vermittelte durch Übersetzungen die Kenntnis von Shakespeare, Cervantes und Calderon, „diesem“ mit Friedrich Schlegel zu reden, „strahlenden Abendrot des katholischen Mittelalters“, aber in der Poesie verzettelte sie sich meist in Zerfahrenem und Zerfallenem, in dümmender Schwermut und brünstigen Ekstasen, und politisch ward sie mehr und mehr zur Buhlin der feudalen Reaktion, während sie sich zugleich immer tiefer in die Weihrauchwolken eines mystischen Katholizismus verlor. Brentanos Freund und Schwager, Achim von Arnim, einer der Sterne der Romantik, der sich gelegentlich ausgelassen: „Daß adlig all auf Erden, muß der Adel Bürger werden!“, schwärmte in Briefen an Goethe von der „edlen Unabhängigkeit“ des „heutigen, klugen, ökonomischen Adels“ in Mecklenburg, wo denn doch diese „edle Unabhängigkeit“ wie diese „ökonomische Klugheit“ der Junker mehr als anderwärts darin bestand, daß sie, ungehindert von Fürst und Gesetz, den Bauern bis aufs Blut schinden und bis aufs Mark auspressen konnten. Derselbe Arnim bildete 1810 und 1811 mit den beiden andern Romantikern Heinrich von Kleist und Adam Müller die literarische Seele der junkerlichen Opposition gegen die Bauernbefreiung im besondern und die ganze Reformgesetzgebung im allgemeinen. Zu gleicher Zeit wandelte sich in Heidelberg Joseph Görres, der rote

rheinische Revolutionär von ehemdem, der sich in verzagten Stunden Deutschland noch immer nur als einen von Maden halb zerfressenen, auf das Bajonett eines franzosen gespiessenen Schafkäse vorstellen konnte, unter dem Einfluß der Romantiker zu einem Verehrer des Ständestaates, des Adels und der Klerisei und zu einem Schwärmer für das Mittelalter in jeder form. Nicht mehr blühte jetzt wie in den Anfängen der Romantik die blaue Blume in stillen Tälern an dem murmelnden Bächlein der Poesie, sondern öfter noch prangte sie auf dem Ritterhelm als Sinnbild im Kampfe des Feudalismus gegen das neunzehnte Jahrhundert.

Ästhetisch stand Heine ganz in dem Bann dieser Romantik, als er 1815 von seinem Vater zur Herbstmesse mit nach Frankfurt am Main genommen wurde, um dort an dem Zahlisch eines Bankiers und in dem Gewölbe eines Spezereikrämers die ersten Weihen Merkurs zu empfangen; im Jahre vorher hatte er auf einer Düsseldorfer Handelsschule schon das A B C kaufmännischen Schachers erlernt. Aber die weitere Vertiefung in diese dürre Wissenschaft behagte ihm sehr wenig. So entsprang er nach wenigen Tagen aus der Lehre und tat sich scharfen Blicks in der Stadt um, die, aufgeführt und umgewühlt in den Tagen Napoleons, jetzt wieder in die Ruhe des Sumpfes zurückgesunken war. Großhandel und zünftlerisches Kleinhandwerk, in ihren Interessen eng verfilzt, mühten sich hier gemeinsam und lange mit Erfolg, jeden Hauch einer neuen Entwicklung abzuwehren, und an allen Ecken und Enden wirkte sich eine kleinliche und darum doppelt widerwärtige Reaktion aus. Vor allem waren den Juden die fesseln, die ihnen Revolution und napoleonische Herrschaft abgestreift, nach 1815 wieder an Hand und fuß geschmiedet worden, und nirgends gab man mit so fröhlicher Offenherzigkeit zu, als in dieser Krämerstadt, daß es nur darum ging, die Vorrechte des christlichen Handelsstandes gegen den jüdischen Wettbewerb zu sichern. Hauptlichlich unter Beschränkungen der Gewerbegesetzgebung litt denn die Frankfurter Judentum, aber am meisten entwürdigte sie die Bestimmung, daß nicht mehr als fünfzehn Judenehen im Jahre geschlossen werden durften. Damals wanderte Heine durch die Juden-

gasse und „jene hohen, schwarzen Häuser, wo ein grinsendes, feuchtes Volk umherstachert“, erschienen ihm als „ein schauerhaftes Denkmal des Mittelalters“. Mit der Börse und ihrem Treiben wurde er bekannt und überzeugte sich, daß, was in Norddeutschland mauscheln genannt wird, nichts anderes sei als „die eigentliche frankfurter Landessprache“, die von der christlichen Bevölkerung ebenso vortrefflich gesprochen wurde wie von der jüdischen. Er betrachtete die großen christlichen wie jüdischen Magazine, „worin man die Waren zehn Prozent unter dem Fabrikpreis einkauft und man doch immer betrogen wird“, und sah sich auch das Rathaus an, den Römer, „wo die deutschen Kaiser gekauft wurden, zehn Prozent unter dem Fabrikpreis“. Als er gar mit seinem Vater ins Lesekabinett einer freimaurerloge trat, wurde ihm der Doktor Börne gezeigt, „der gegen die Komödianten schreibt“. Aber was 1815 von Eindrücken in seinem Hirn haftete, brachte er erst geraume Zeit später zu Papier, wie ihn auch erst die Sammlung für ein Goethedenkmal, die in dem reichen Frankfurt nicht einmal die nötigen Dukaten aufbrachte, die Grenze zwischen dem großen Dichter und den kleinen Handelspfeßern der freien Stadt ziehen ließ:

In Windeln war er einst euch nah; doch jetzt
Trennt euch von Goethe eine ganze Welt,
Euch, die ein flüßlein trennt vom Sachsenhäuser.

Als Heine nach dem fehlgeschlagenen Frankfurter Versuch in das elterliche Heim nach Düsseldorf zurückkehrte, wurde dem für den Handel verlorenen Bohn ganz sicher kein gemästetes Kalb geschlachtet. Im Juli des Jahres 1816 aber fand er sich zu Hamburg wieder, um, wohl überredet von den Eltern, unter den Fittichen des Onkel-Millionärs Salomon Heine, noch einmal den Weg zur Geldmacht einzuschlagen. Auf dem Kontor der Firma Heckscher & Co., deren Teilhaber Salomon war, eignete sich Heine wenigstens eine leserliche und schöne Handschrift an. Aber wurde die Hand die eines Kaufmanns, der Kopf blieb der eines Poeten. Und weil er sich jetzt schon als einen Ritter vom Geiste fühlte, machte er als Ritter von der Elle schlechte Geschäfte, denn die Manufakturwarenhandlung Harry Heine, die ihm

der Oheim zum Sommer 1818 einrichtete, stellte noch nicht ein Jahr später ihre Zahlungen ein.

Hamburg galt für jene Zeit als eine Großstadt, die in den Jahren von Heines Aufenthalt sicher mehr denn 100000 Einwohner zählte, und war seit den Umwälzungen, die die große Revolution auch auf dem Weltmarkt hervorgerufen, drauf und dran, sich zu einem bedeutenden Stapelplatz des Welt Handels zu entwickeln. Hatte sich Hamburgs Handel lange Weile auf die europäischen Küsten beschränkt, so führte der amerikanische Unabhängigkeitskrieg seine Schiffe zum erstenmal über den Ozean, und bald wehte die Handelsflagge der alten Hansestadt in den südamerikanischen, in den afrikanischen und in den ostasiatischen Häfen. Sie handelten wirklich mit den Spezereien der ganzen Welt, die Hamburger Großkrämer, denn für Kolonialwaren gab es keinen bedeutenderen Markt auf dem ganzen europäischen Festland. Aber wie überall erwies sich auch hier die Handelsbourgeoisie um ein gut Stück engherziger, reaktionärer und kurzschichtiger als eine Industriebourgeoisie. Nur für den Handel, wieder für den Handel und nochmals für den Handel hatten diese Pfefferfücke Sinn und Herz, mit dem süßen Handel schloß sich der Kreis ihrer Interessen und was darüber hinaus in der Welt vorging, rührte nicht an sie heran. Nur ein kleines Grüppchen literarisch Interessierter um Sieveking war es, das in den Tagen der großen Revolution der Freiheit in der Frankenrepublik seine begeistertsten Lieder sang. Der Masse der hanseatischen Krämer ging es viel eher ein, wenn sich der hamburgische Nationaldichter, Brockes, im Preise des Geldes und des Mistes gefiel,

Da sich jedoch die ganze Welt
Durch Geld und Mist allein erhält.

Und wenn Wittenberg kurze Zeit, nachdem Lessings „süßer Traum, ein Nationaltheater in Hamburg gründen zu wollen“, zerronnen war, in seinen Theaterbriefen die schlechten Handelskonjunkturen auf die Neigung zum Theater zurückführte und forderte, daß „die Schaubühne in einem kommerzirenden Staate nicht geduldet werden solle“, so war das für den Geist der Stadt ebenso kennzeichnend wie die Ent-rüstung der herrschenden Sippe, als 1819 der Bürgermeister

die noch immer bestehende Verfassung von 1712 durch den Druck dem bösen Tageslicht und der bösen Kritik preisgab. Natürlich machte auch hier christlicher Geschäftseifer die Juden zu einer rechtlosen Kaste.

Nach allem war es nicht verwunderlich, wenn der so gar nicht auf die Heiligkeit des Schachters eingeschworene Heine des Maulwurfsglücks dieser Krämer und ihrer Nationalkrankheit, der Magenbeschwerden, spottete, allenthalben in der Luft den faulen Schellfischseelenduft roch und sich gegen die satte Tugend und die zahlungsfähige Moral erboste. Die Frauen in ihrer „gewissen wohlhabenden Sinnlichkeit“ gefielen ihm weit besser als die Männer, „meistens untersetzte Gestalten, verständige kalte Augen, kurze Stirn, nachlässig herabhängende rote Wangen, die Eßwerkzeuge besonders ausgebildet, der Hut wie festgenagelt auf dem Kopfe und die Hände in beiden Hosentaschen, wie einer, der eben fragen will: was hab ich zu bezahlen!“ Wenn der junge Dichter am Alsterbassin saß, das Hagedorn einst besungen und von den Schwänen mit ihren sanften, langen Hälsen wegsah auf die vorüberspazierenden Männlein und Fräulein, erschienen sie ihm wohl als arabische Ziffern, und mit unwiderstehlicher Gewalt überfiel ihn dann der groteske Gedanke, einem der Zahlenmenschen, die seit Jahren ununterbrochen gerechnet, die Börse besucht, die Kinnbacken bewegt, ihre Trinkgelder bezahlt und wieder gerechnet hatten: zwei mal zwei ist vier! könnte jählings beikommen, daß zwei mal zwei eigentlich fünf sei und daß er also sein ganzes Leben verrechnet habe. Auch lernte er die Mäuler zur Genüge kennen, deren jedes eine Guillotine war für den guten Namen – „ihr Lächeln war wie ein Fallbeil, und die Ehre war abgeschnitten und fiel in den Sack“ –, um so mehr, als er aus der Bekanntschaft mit jenen allzu liebenswürdigen Dämchen kein Fehl machte, die von den frommen Börsenmaklern nur im stillen Kämmerlein gekannt wurden und deren Schicksal es war, nach verblühter Jugend in Matrosenlärm, Punsch, Tabaksrauch und schlechter Musik unterzugehen. Mochte ihm aber der Umgang mit den gefälligen Heloisen und Minkas manchen Dukaten in der Tasche lockern, sein Bericht über das „zynische, tolle, wüste,

abstoßende Leben" in Hamburg war sicher mit der Brille der Übertreibung auf der Nase geschrieben.

Der Verkehr in der Familie des Oheims änderte nichts daran, daß Hamburg für Heine nur eine „Schacherstadt“ war und ein „verludertes Kaufmannsneſt“. Salomon Heine war eben eine Geldmacht und ein fatter Emporkömmling dazu, und wenn seine Frau Betty auch manchen Kanten seines Wesens die Schürze nahm, so ließ er, an dessen Tisch „diplomatiſches Federvieh, Millionäre und hochweiße Senatoren“ und einmal sogar der „homeriſch-göttliche, herrliche Blücher“ ſchmauſten – die Millionen überbrückten die Kluft zwischen Jude und Chriſt – ſich am wenigſten von den Neigungen des Neffen Habenichtſ aus Düſſeldorf imponieren, die von der Welt des Hauptbuchs und des Börſenberichts ſo weit abſchweiſten. Bis zum Tode begleitete den Dichter wie brennende Scham die Erinnerung an die „Affrontenburg“, des Oheims Landhaus bei Rainville an der Elbe, in der Nähe von Ottenſen und Klopſtocks Grab, wo man ihm in aller verwandſchaftlichen Nächſtenliebe ſo übel miſſpielte und wo blödes Menſchenvolk „in Wiederklatsch boſhaft verfälschte alle Worte“:

Dermaledelter Garten! Ach!
Da gab es nirgends eine Stätte,
Wo nicht mein Herz gekränkert ward,
Wo nicht mein Aug' geweinet hätte.

Doch unter all den „Magen und Sippen“, deren er zühneknirschend ſpäter gedachte, die ihn „geürgert haben blau und blaß, die einen mit ihrer Liebe, die andern mit ihrem Haß“, hat die, die ihn am meiſten gequält, geürgert, betrübt, ihn nie gehaßt und nie geliebt. Denn hier in Salomons Hauſe ward Heines Herz wie ein ſteuer- und ankerloſes Boot auf den wilden Wogen einer erſten großen Liebesleidenschaft hin und her geworfen. Amalie Heine hieß ſie, und war ſo ſehr in allem des Oheims Tochter, daß ſie, die Heinrich Heines Lebensgefährtin werden konnte, es vorzog, eine Frau John Friedländer zu werden, denn Heine hatte nur den Kopf voll weicher Verſe, Friedländer aber die Taſche voll harter Taler.

In einem Briefe an den Düsseldorfer Jugendfreund Christian Bethe vom 27. Oktober 1816 ließ Heine sein Liebesleid wie in einem Sturzbach fessellos dahinströmen. In diesem merkwürdigen Dokument für des Dichters Entwicklung, das voller Strudel und Kaskaden, rasselte etwas vom Sturm und Drang, Goethe und Voltaire bemühten sich mit Zitaten, die Romantik war stärker darin als die Grammatik, und der Kehrreim des ganzen wimmerte: „Sie liebt mich nicht! Huh! Das brennt! . . . O Christian!“

„Ich dichte viel“, hieß es in diesem Schreiben auch, „denn ich habe Zeit genug, und die ungeheueren Handelspekulationen machen mir nicht viel zu schaffen.“ In der Tat brach über dieser unglücklichen Liebe der poetische Quell in Heines Brust, der schon in Düsseldorf geflossen war, heiß und voll auf. In den Versen, die später als Junge Leiden zusammengefaßt wurden, tobte und sammerte sich der Dichter seine Schmerzen von der Seele, in Traumbildern mit Geistererscheinungen auf mitternächtigen Kirchhöfen, und es wimmelte in diesen Gedichten von feinsliebchen und schöner Mai, von weißen Engeln und grünlichschwarzem Koboldhauf, von gellend' Gelächter und Schauerweiß', von Wängeln süß und Jünglein mild: der ganze Kleinodien-schrein der romantischen Dichtung war geplündert. Aber nicht lange nach diesem romantischen Klingklang erwuchs aus der Verehrung aller Rheinländer und erst recht aller rheinischen Juden für Napoleon jene Ballade von den zwei Grenadieren, die wie ein flatternder Trikolorengruß für die neue Zeit war, und wiederum über ein kurzes erkannte der Dichter:

Pfieder und Sterne und Blümelein
Und Jünglein und Mondglanz und Sonnenschein,
Wie sehr das Zeug auch gefällt,
So machts doch noch lang keine Welt.

Darum ist nichts törichter als in dieser unerwiderten Neigung für das schöne Bäschen das große tragische Schicksal zu sehen, das für Heines geistige Entwicklung entscheidend wurde, und den Dichter immerdar als einen unglücklich verliebten Kater hinzustellen, der über Dach-fürste steigend sein Leben lang nach der Einen, Einzigen

quinquelierte. Gewiß stand Heine, als ihn bitter die Enttäuschung traf, in einem Alter, in dem sich empfindsamen Gemüthern eine Wunde nicht so leicht schließt. Auch war es bei einem Dichter schließlich kein Wunder, daß ihm die Welt dumm und fade und unerquicklich vorkam und nach vertrockneten Veilchen roch, als er elf Jahre später die einst geliebte als Madame Friedländer wieder sah, aber es war schon eine recht gedämpfte und gesänftigte Wehmut, die beim Anblick irgendeiner Pariser Lorette den fünf- unddreißigjährigen klagend ließ: „O Fenny, wenn ich dich betrachte, erwacht in mir der alte Traum!“. Sicher vergaß er nie die Augen, die ihn einst so elend gemacht, und wurde in der toten Liebesasche gewühlt, so stob knisternd wohl ab und zu ein Funke auf, aber mit nichts pflanzte sich Heine wie eine Trauerweide auf das Grab seiner ersten großen Liebe, sondern stand wie ein Magnoliabaum jeden neuen Frühling in neuen und stets prächtigeren Blüten. Die Leiden des Dichters, der wie keiner Wehr und Waffen trug, waren wahrhaftig nicht die des Liebhabers, sondern die des Zeitgenossen, und der Riß, der mitten durch sein Herz ging, zog sich klaffend auch durchs Herz der Zeit.

In dem Brief an Bethe sprach Heine von der Absicht, seine Verse als Buch herauszugeben. Damit hatte es noch gute Weile. Aber die Zeitschrift Hamburgs Wächter brachte einstweilen sechs seiner Gedichte. Auf einem antisemitischen Schutthaufen blühten sie hier, und aus Harry Heine Düsseldorf hatte sich der Dichter den ungestalteten Decknamen Sy Freudhold Riesenharz zurechtgebastelt. Diese Veröffentlichung von gereimtem Zeug mochte dem Oheim Salomon so wenig zusagen wie des dichtenden Neffen Schwärmerei für seine Tochter. Da außerdem, vom Kontorschmel aus betrachtet, Hopfen und Malz an Harry Heine verloren war, entschloß sich der Oheim in einer guten Stunde, für den Hohn des Bruders noch ein übriges zu tun und vierhundert Speziestaler jährlich springen zu lassen, um ihm das Studium der Rechte möglich zu machen. Wenn er dann Advokat wurde, war das immer noch ein honetter, einträgliches, bürgerliches Beruf.

Aufatmend verließ Heine das schachernde Gewimmel Hamburgs, gern bereit, mit der Jurisprudenz eine Vernunft-
ehe zu schließen, obwohl er damals schon in einem Advokaten
nichts anderes sehen mochte als einen jener „Braten-
wender der Gesetze, die so lange die Gesetze wenden und
umwenden, bis ein Braten für sie dabei abfällt“.



